

# SWR2 Essay

## Malath und die Vögel von Mosul

Von Michaela Diers

Sendung: Montag, 25. Juni 2018

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Günter Maurer

Produktion: SWR 2018

---

### **Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

### **Service:**

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

---

### **Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)

Vor zwei Jahren waren sie plötzlich da. Manchmal sage ich heute im Scherz, dass ich mich nun mit Problemen auseinandersetze, von denen ich damals noch nicht einmal wusste, dass es sie gibt. Natürlich hätte ich vieles wissen können, wenn ich es hätte wissen wollen. Aus den Augen aus dem Sinn, das funktioniert und funktioniert auch noch über den Beginn der Sichtbarkeit hinaus, indem man das Augenfällige einfach nicht zur Kenntnis nimmt. Das ist leider ziemlich normal und gilt nicht nur für mich, sondern für viele andere auch. So kam es, dass die Flüchtlinge „plötzlich“ da waren, und ich mich, was tatsächlich überraschend war, in der Rolle einer Deutschlehrerin wiederfand.

Viele Schüler, viele neue Bekanntschaften. Miteinander bekannt werden bedeutet, Gemeinsamkeiten zu entdecken, aber auch Unterschiede. Natürlich gibt es Unterschiede zwischen den Kulturen und Religionen. Für den wichtigsten Unterschied halte ich aber mittlerweile den zwischen Flüchtling und Nicht-Flüchtling, d.h. zwischen Menschen, die gemeinsam mit der Heimat ihr alltägliches Leben und ihre Existenzgrundlage verloren haben, und Menschen, die in ihrer Heimat in geordneten Verhältnissen leben. Und dann ist da noch der Unterschied zwischen den Geschlechtern, der in den Herkunftsländern vieler Flüchtlinge gravierender erfahren und folglich auch gelebt wird, als wir es hier gewohnt sind. Ist das der Grund, warum mir die Männer fremder als die Frauen geblieben sind? An manch einen Schüler denke ich mit großer Wertschätzung. Tatsächlich sind es jedoch häufiger die Frauen, die mich beeindruckten. So wie Malath, die ich im Sommer dieses Jahres unterrichtet habe.

Malath stammt aus Mosul im Nordirak, und sie ist gemeinsam mit ihrem Mann und den Kindern nach Deutschland geflohen. Nach zahlreichen Zwischenstationen hat es sie in ein kleines Städtchen im Kaiserstuhl verschlagen. Und in meinen Deutschkurs.

Malath ist in jener besonderen Weise schön, wie manche dicke Frauen schön sind. Alles an ihr ist rund. Den Körper – bisweilen sieht man, dass sie schwer an ihm trägt – umhüllt sie geschickt mit weiter Kleidung meist in gedeckten Farben. Die Farben des Kopftuchs sind immer freundlich. Im Hochsommer, wenn es heiß ist, trägt sie ein kühles Türkis, gern auch Pastellfarben. Und wenn das Kopftuch einmal dunkel ist, wird es von einer geschmackvollen Spange, die den Blick auf sich zieht, zusammengehalten.

Malath hat fünf Kinder. Mit einem verschmitzten Lächeln hat sie einmal durchblicken lassen, dass sie gern noch ein sechstes hätte. Jetzt nicht, natürlich. Aber mit dem Wunsch ist es ihr ernst, und wünschen darf man schließlich. Wünschen kostet nichts. Bald ist es zu spät, habe ich mir gedacht (denn sie ist schon deutlich über vierzig) und natürlich nicht gesagt.

Im Übrigen haben an diesem großen Busen noch viele Kinder Platz. Eine andere Schülerin, die in etwa im Alter von Malaths ältester Tochter und sehr (fast ein wenig zu sehr) schlank ist, nutzt bisweilen die Gelegenheit, schlupft zu ihr hin und drückt den Kopf an die runde Schulter. Malath legt dann lachend den Arm um sie. Wer so viel Mütterlichkeit besitzt, kann freigebig gegenüber denjenigen sein, die kommen, um eine Portion Mama zu tanken.

Einmal erzählte sie mir, wie nach dem Unterricht eine Gruppe deutscher Jugendlicher aus der angrenzenden Schule hinter ihr her lief und „Allahu Akbar“ schrie. Irgendwo hatten sie den Ruf der Terroristen aufgeschnappt und brüllten ihn nach - ohne Verstand, aber mit sicherem Instinkt dafür, wem gegenüber sie sich diese Respektlosigkeit erlauben konnten. Natürlich hatten sie nicht den Anflug einer Ahnung, dass die eigentliche Bedeutung des Ausrufs das ehrfürchtige „Gott ist groß“ ist, das alle monotheistischen Religionen miteinander teilen. Vor allem aber wussten sie nicht, dass Menschen wie Malath und ihre Familie die ersten Opfer derjenigen waren, die „Allahu Akbar“ rufen, während sie morden, und die immer noch „Allahu Akbar“ rufen, während sie weiter morden und morden.

Während Malath bei mir Deutsch lernt, wird ihre Heimatstadt in Schutt und Asche gelegt.

Der Zorn packt mich beim Gedanken daran, dass sich die Jungen von der zunehmenden Feindseligkeit der Alten getragen fühlen dürfen ... und beim Gedanken an die Zeiten in Deutschland, in denen sich Juden von jedem hergelaufenen Lümmel attackieren lassen mussten.

„Das ist ein freies Land“, sage ich Malath, „niemand darf Sie hier beleidigen, schon gar nicht wegen Ihrer Religion und Ihres Kopftuches. Ich gehe zum Rektor und beschwere mich.“ „Sie loben Gott, und es sind Kinder“, sagt Malath, winkt ab und lacht dabei aus der Mitte ihres großen Herzens. Ich bin beeindruckt, auch weil sie sich die ehrfürchtigen Worte von niemandem entwerten lässt. Und ich denke mir, dass die erfahrene Mutter schon weiß, wie man pubertierende Rüpel ins Leere laufen lässt. Also respektiere ich ihre Entscheidung und beruhige mich wieder.

Malath gehört zu den Frauen, in denen ich nach und nach die Dame erkannt habe, die sie waren. Und immer noch sind. Man sieht es nur nicht gleich. Man muss genau hinschauen. Wer vermutet schon in einer Flüchtlingsfrau eine Dame?

Oder in einer Kopftuchträgerin?

Frauen mit Kopftuch kannte ich bislang nur aus der Ferne, z.B. aus Filmen im Fernsehen. Oder in Gestalt jener türkischen Frauen, die es vor Jahrzehnten gemeinsam mit ihren Männern um der Arbeit willen nach Deutschland verschlug.

Inzwischen habe ich mich an Kopftücher gewöhnt. Vor allem hat sich mein Kopftuchhorizont um die oft farbenfrohen Kopftücher der arabischen Frauen erweitert. Ich sehe inzwischen die Unterschiede. Kopftuch ist nicht gleich Kopftuch. Zwischen streng religiös, ländlich-sittlich, vornehm-elegant, hochmodisch und sexy ist alles möglich. Eine noch sehr junge Schülerin trägt wahrscheinlich – sehen kann ich es nicht - eine Art Hochsteckfrisur unter glänzenden Kopftüchern in immer neuen Farben, die oft mit goldenen oder silbernen Mustern verziert sind. Dass man sich mit einem Kopftuch derart in Schale werfen kann, war mir bisher unbekannt. Ich kommentiere jede neue Kreation mit einem „super“ oder einem „sehr chic!“. Sie freut sich, ich mich auch. Wenn sie lacht, ist sie fast noch ein Mädchen.

In einem früheren Kurs trug eine ältere Schülerin ein dunkles Kopftuch, das wunderbar weich fiel und den Kopf eher umschmeichelte als verbarg. Es war aus

Spitze, also bestimmt eine Kostbarkeit wie auch der geschmackvolle Ring an ihrer Hand. Das bunte Sweatshirt hingegen verdankte sie wohl einer Kleiderspende. Doch auch im Sweatshirt war die Dame unverkennbar, an den aus der Heimat mitgebrachten Kleidungsstücken, vor allem aber an ihrer Art zu sprechen und sich zu bewegen. Wie alle afghanischen Frauen, die ich kennenlernte, war sie sehr klein und zierlich: gerade das Gegenteil von mir. Immer wenn ich ihr die Hand gab, tat ich es instinktiv vorsichtig, als fürchtete ich, etwas zu zerbrechen. Und aus Respekt.

Der Deutschunterricht ist so aufgebaut, dass man über die konkreten Dinge des Lebens spricht. Schließlich leben die Schüler in Deutschland und müssen sich hier verständigen. Weil über Konkretes gesprochen wird, erfährt man viel über die konkreten Lebensumstände der Menschen – auch darüber, wie sie früher waren.

„Wohnen damals und heute“, lautet die Aufgabe im Buch, die den Wortschatz zum Thema Wohnen erschließen und zugleich das Perfekt wiederholen soll.

Malath gehört zu jener Art Schüler, die sich sehr vor Fehlern fürchten, weswegen ihr auch das Sprechen schwerfällt. Mir ginge es übrigens nicht anders, z.B. wenn ich Arabisch lernen müsste. „Fehler sind nicht schlimm!“ – ich weiß nicht, wie oft ich den Satz wiederholt habe. Doch er nutzt nichts ... wie auch Lob bei jedem entwundenen Sätzchen nichts (oder nur wenig) nutzt. Es gibt Menschen, die leichter die Fehler der anderen akzeptieren als ihre eigenen. Auch das kann ich gut verstehen.

Jetzt aber, „Hurra!“, sie spricht im Unterricht, erzählt - ich merke, dass die Freude am Thema stärker als die Mühe ist, die sie mit dem Deutschen hat - über ihre Stadt und wie sie dort gelebt hat. Damals, als man in Mosul noch leben konnte, gut leben konnte. In gemäßigtem Klima, wie ich inzwischen weiß. Zuvor dachte ich, es sei „dort“ ständig unerträglich heiß. Mit einer lebendigen Millionenstadt und deren reichem Kulturleben habe ich übrigens auch nicht gerechnet ... wie mit so manch anderem nicht. Kurzum: ich hatte keine oder doch viel zu wenig Ahnung. Ich erinnere mich gut an meine Überraschung über die Aussage einer jungen syrischen Flüchtlingsfrau, die schon gut Deutsch sprach. Auf die Frage, was bei der Ankunft in Deutschland die größte Umstellung war, antwortete sie, sie komme aus dem lebendigen Damaskus und lebe nun im stillen Bahlingen. Von einer Millionenstadt in ein kleines Dorf am Kaiserstuhl – auch so kann ein Kulturschock aussehen.

Malath erzählt von den Restaurants in ihrer Stadt und den Museen, die sie oft und gern besuchte. Ein schönes Haus habe sie gehabt. Es war hell und natürlich groß, schon allein um die vielen Verwandten mit ihren zahllosen Kindern bei Familienfesten zu beherbergen. Eine gute Nachbarschaft habe man gepflegt, alle Arten Muslime und auch Christen, egal, damals sei das kein Problem gewesen. Ein großer schöner Garten sei um das Haus gelegen mit Blumen und Bäumen und mit vielen Vögeln. Eine Schnellstraße war in der Nähe, es sei also, räumt sie ein, etwas laut gewesen ... das ist der letzte Satz, bevor das Wissen um die Gegenwart in ihre Erzählung einbricht. Sie weint. Einige wenige Tränen, die ich nicht unterbinden kann, weine ich mit. Den Rest schlucke ich gemeinsam mit dem dicken Kloß im Hals herunter. Ich bin ratlos. „Ja, ich verstehe, das ist traurig!“ – mehr gibt es hier auch nicht zu sagen.

Ansonsten ärgere ich mich im Stillen über mich selbst. Hätte ich die Übung im Buch doch ausgelassen! Ich krame aus dem Kästchen mit Schulutensilien ein Paket

veganer Gummibärchen hervor, die wir uns nun gemeinsam gönnen. Ich lebe vegetarisch, meine muslimischen Schüler essen nichts vom Schwein, den anderen Schülern ist es egal – das passt also für alle. Wir sind eine kleine Gruppe und kennen uns bereits seit einiger Zeit und somit auch das bitter-süße Ritual der Gummibärchen, die wir uns nun gemeinsam gönnen. Natürlich sind wir erwachsen, natürlich steht der klitzekleine Trost in keinem Verhältnis zur großen Katastrophe .... oder besser in einem absurd-komischen Verhältnis. Und tatsächlich. Irgendwann lachen wir wieder. Auch Malath.

Es ist einer jener Tage, an dem wir alle nach vier Deutschstunden müde sind und froh, wenn wir um zwölf Uhr nach Hause gehen können. Aber was heißt hier schon „nach Hause“. Malath lebt in einem fremden Land, wo sie mit einer fremden Sprache, einem fremden Umfeld und mit Ämtern ringt, deren Schreiben und Entscheidungen sie nicht versteht. Und sie lebt immer zugleich auch in ihrer Heimat. Via Smartphone teilt sie das Leben der Verwandten und Freunde und deren Erfahrungen von Krieg und Terror. Malaths Sorgen reißen also nicht ab.

Was mich im Vergleich zu ihr belastet, ist wenig. Mich bedrücken die Geschehnisse des Morgens, und sie begleiten mich durch die Routinen meines Nachmittags. Ich räume auf, kaufe ein, kümmere mich um alles, was eben so ansteht. Am besten geht es mir, wenn ich die traurigen Energien in Unterrichtsvorbereitungen stecke. Das wappnet für den nächsten Tag. Da ich nie weiß, was im Unterricht auf mich zukommt, hilft es, wenigstens inhaltlich gut gerüstet zu sein. Ich muss mit gravierenden Niveauunterschieden umgehen, von denen ich oft nicht weiß, worin sie gründen.

So unbegabt in sprachlichen Dingen kann man als akademisch gebildeter Mensch doch gar nicht sein, wundere ich mich über einen Schüler. Der sympathische, nicht mehr ganz junge Mann gibt sich Mühe, Lernerfolge stellen sich dennoch kaum ein. Er ist groß, von seiner stattlichen Statur her wirkt er wie der Fels in der Brandung. Später erklärt mir seine Frau, dass ihn Kopfschmerzen und Schwindelattacken plagen und dass er sich nicht mehr konzentrieren kann.

Als gelernte Historikerin bin ich an Katastrophen gewöhnt – jedenfalls an solche, die in zeitlicher Ferne liegen. Wie kann man das ertragen? Das habe ich mich oft gefragt. Und frage es mich weiter, wenn Fernsehbilder von den Katastrophen berichten. Wie kann man das ertragen? Noch nie ist mir eine Katastrophe so nah gekommen wie diese. Ihre Folgen sitzen in Gestalt der Menschen, die sie erlitten haben, vor mir.

Wie kann man das ertragen? Ich habe diese Frage, nun, da ich sie fragen könnte, noch niemandem gestellt. Wieso auch? Ich sehe, dass es ertragen werden muss – irgendwie. Und dass es auch ertragen werden kann – irgendwie. Weil das Leben so ist, wie es ist. Weil es, wie man zu sagen pflegt, weitergeht, weil gleichzeitig mit dem Schrecklichen immer auch eine Normalität ist, die gelebt werden muss und gelebt werden will. Gerade jetzt! Der in vielem noch fremde Alltag will mit seinen zahlreichen Herausforderungen bewältigt sein. Freilich ist die neue Normalität ein noch fragiles Gebilde, an dem vieles zerrt und rüttelt, vor allem das, was gewesen ist, und das, was vielleicht sein wird. Kann man sich in der Gegenwart sicher fühlen, wenn die Zukunft ungesichert ist? Und dann ist da auch all das Schreckliche, das war. Oft sieht man das Erlebte den Menschen nicht an, jedenfalls nicht auf den

ersten Blick. Eher hat man den Eindruck, dass es verdeckt gehalten, beiseite gerückt wird. Was würde es schon ändern, wenn es anders wäre? Nichts würde es ändern, denn man kann nichts tun. So ist im Augenblick vor allem eines wichtig: Nur nicht auch noch das Gesicht verlieren!

Die Themen im Unterricht wollen wohl bedacht sein. Sport ist ein gutes Thema, vor allem wenn Männer im Kurs sind. Oft genug sind sie schwerer zu motivieren als die Frauen. Ich habe einen Schüler vor Augen, dem allein mit dem Wort „Fußball“ ein Lächeln und ein kurzer Anflug von Interesse zu entlocken ist. Dann sinkt er wieder in sich zurück und hockt den Restunterricht ab. Ist er so oder ist er durch seine Lebensumstände so geworden? Im Grunde ist die Frage müßig. Vielleicht ist er so, und der Krieg hat es nicht besser gemacht. Nun sitzt er vor mir und hat weder Ahnung vom Deutschen noch Lust, das zu ändern. In seiner Heimat hätte er ein einfaches Leben geführt und sich irgendwie durchgeschlagen. Und er wäre vielleicht glücklich und zufrieden gewesen, dann und wann, wenn ihm dieses und jenes gelungen wäre.... oder seine Lieblingsmannschaft gewonnen hätte. Viele Leben werden so gelebt, auf der ganzen Welt und zu allen Zeiten. Es gibt das Recht darauf, sein Leben so zu leben.

Ihm hat der Krieg dieses Recht genommen und ihn zuerst in ein Flüchtlingslager im Libanon, dann auf den Marsch nach Deutschland, dann in die süddeutsche Provinz auf die Schulbank zum Deutschlernen verschlagen. Ausgerechnet in meinen Kurs. Schön ist das für uns beide nicht.

Sport ist also ein gutes Thema. Die Schüler sind motiviert, über etwas zu sprechen, was sie mögen und gegebenenfalls auch gut können. Allerlei Bewegungsverbren lassen sich durch die Hintertür der Sportbegeisterung einschleusen sowie zahlreiche Nomen z.B. als Komposita mit Ball. Das funktioniert erfahrungsgemäß gut, und tatsächlich habe ich schon eine stolze Liste an der Tafel stehen, als die afghanische Schülerin mit dem Kopftuch aus Spitze „Golfball“ beisteuert. „Ja, super“, woher sie Golf denn kenne? Mein Interesse an Sport hält sich offen gestanden in Grenzen, doch suche ich jedem, der zu sprechen wagt, ein weiteres Sätzchen zu entlocken. So auch hier. Es braucht seine Zeit, bis ich verstehe, dass sie früher selbst Golf gespielt hat. „Wo?“, frage ich überrascht. „In Kabul“, sagt sie. Vom Golfplatz in Kabul in eine süddeutsche Flüchtlingsunterkunft - was für ein weiter Weg! Ich schaue in leere Augen und begreife, dass es keine ungefährlichen Themen gibt.

Früher hat sie als Krankenschwester gearbeitet, dann Medizin studiert. Aha, Medizinstudentinnen gab es in Kabul also auch, vermerke ich mit stillem Staunen. Gern würde ich nachfragen, aber ich weiß, dass sie mich nicht versteht. Stattdessen erkundige ich mich nach ihren Kindern. Sie erzählt, dass sie über ganz Europa verstreut sind, und von ihrem jüngsten Sohn, der mit ihr gemeinsam in einer Flüchtlingsunterkunft lebt. „Und wo ist Ihr Mann?“, frage ich nach einem kurzen Zögern, während dem ich mich auf eine schlimme Antwort gefasst mache. „Er ist in Kabul“, sagt sie, und ich atme innerlich auf.

Die Lebensumstände meiner afghanischen Schülerin sind im Nachhinein schnell aufgeschrieben. Im Gespräch allerdings müssen wir sie mühselig erschließen, denn Worte, mit denen wir uns verständigen können, gibt es noch nicht viele. Der Versuchung, aufs Englische auszuweichen, erliege ich nicht mehr, auch weil dessen

Gebrauch andere Schüler ausschließt. So muss das wenige, was wir zur Verfügung haben, erst einmal genügen. Wir hangeln uns also durch – mit Händen und Füßen und der bereitstehenden Tafel, an die man etwas zeichnen kann. Aha, der Mann ist dort an der Universität. Ach, sogar Professor. Für was. Für Medizin. Aha, nicht für die Großen sondern die Kleinen... also für Kindermedizin. Die Familie hat er weggeschickt. Er selbst wollte seine kleinen Patienten nicht verlassen. Ich erkläre mit Hängen und Würgen nebst theatralischer Einlagen das Wort „tapfer“, was wirklich schwierig ist, zumal ich nicht von Soldaten sprechen will. Irgendwann versteht sie es.... endlich: „Sie haben einen sehr sehr tapferen Mann!“ Es ist einer der seltenen Momente, in denen sie lächelt.

Malath hat übrigens früher Tennis gespielt, damals, bevor alles verloren ging, der Lebensmittelladen ihres Mannes und ihr Beruf. Wo es keine Schulen mehr gibt, braucht man auch keine Schulsekretärin. Auf jeden Fall hatte sie früher ein ordentliches Auskommen. Für ein eigenes Haus und zum Tennisspielen hat es jedenfalls gereicht.

Damals.

Fragile Normalität, brüchige Routinen. Plötzlich bei Wortschatzübungen oder beim Wiederholen von grammatikalischen Strukturen ist das Schreckliche da. Weil es im Grunde immer da ist und weil es, wenn es an der Zeit ist, den Weg nach außen und nach Worten sucht. Für mich einer der forderndsten und schwierigsten Augenblicke. Ist es nicht meine Aufgabe, Worte zu finden und zu vermitteln? Doch wie soll das gehen, wenn es mir selbst die Sprache verschlägt? Die passenden Vokabeln freilich sind relativ schnell gefunden. Meine junge Schülerin zeichnet ein Gefährt mit langem Rohr an die Tafel. „Aha, ein Panzer“. „Der Panzer“, füge ich noch aus Gewohnheit hinzu. Dann erfahre ich, dass in ihrer Heimatstadt viele Menschen getötet wurden. „Oh je, das ist schlimm!“ Normalerweise würde ich nachfragen.... Der Mann der jungen Schülerin zückt sein Smartphone und zeigt mir das Bild eines kleinen Jungen mit dunklen Locken und Knopfaugen. „Oh Gott, das Kind?“ „Nein, der Vater!“ Das Kind ist der Neffe meines Schülers, das Kind seines toten Bruders. Ich ringe um Fassung und um angemessene Worte. Aber was ist hier schon angemessen? Und selbst wenn es diese Worte gäbe und ich sie vielleicht fände, sie würden sie wahrscheinlich nicht verstehen.

Niemand in Syrien, der nicht einen Angehörigen verloren hat, sagt meine junge Schülerin ein anderes Mal. Und wenig später sagt sie völlig unvermittelt: „Alle sind tot.“ „Das stimmt doch nicht“, entgegne ich, weil mir nichts Besseres einfällt und um überhaupt etwas zu sagen. Auch weil ich es nicht ertrage, einen so jungen Menschen einen solchen Satz sagen zu hören. Das Leben müsste ihr offenstehen! Natürlich geht mein matter Widerspruch ins Leere. Morgen werde ich wieder ihr Kopftuch loben.

Manchmal, aber eher selten, ist vom verlorenen Besitz die Rede, obgleich der erheblich sein kann. Eine Autowerkstatt mit zwanzig Angestellten, zwei Häuser in Aleppo. Besonders bitter war – wenn ich den Gesichtsausdruck richtig deute – der Verlust der Olivenbäume der Familie, aus denen das weltbeste Olivenöl gemacht wurde. „So ein Öl gibt es in Deutschland nicht.“ Bestimmt hat er recht.

Neben all dem, was war, ist auch das, was ist. Was immer noch ist, Gottseidank, und was hoffentlich noch lange sein wird. Die Heimat, die Freunde, die Familie. Immer sind sie dabei, in Echtzeit via Smartphone. Egal, wo sie sich befinden. Die Schwiegermutter einer Schülerin und ich werfen uns per Skype von Deutschland nach Dubai Kuschhände zu. Für mich ist es eine staunenswerte Freude, auf diese Weise neue Bekanntschaften zu schließen, für meine Schüler ist es immer zugleich ein Schmerz. Jeden Tag, erzählt mir eine Schülerin, skypen die Kinder mit der Oma in Syrien. Ein wenig tröstet es. Doch was sind schon Omas, ohne dass man die Wärme ihrer Umarmungen spürt, ohne dass man die Düfte, die aus ihren Küchen dringen, in der Nase hat. Und da ist die Schwester in einem Flüchtlingslager an der syrischen Grenze, die per Skype von ihrer Krebsdiagnose berichtet.

Manchmal sind Verwandte noch in der Heimat. „In Sicherheit?“, frage ich dann und will im Grunde das Gegenteil nicht hören. In Sicherheit, ja, im Augenblick, denn niemand weiß, wohin das Kriegsgeschehen als nächstes flutet. Oder sie sind irgendwo auf der Welt – ja „sicher“... soweit man von Sicherheit sprechen kann, wenn man die Verwandten und Freunde bedroht weiß und die eigene Zukunft unsicher ist. Aber... sicher vor Hunger und Gewalt. Immerhin. Vor allem sind die Kinder sicher und sie können zur Schule gehen. Für viele ist das das Wichtigste von allem.

Oder sie sind in einem der riesigen Flüchtlingslager, wo die Zelte weder vor der Hitze am Tag noch vor der Kälte in der Nacht schützen. Die Kinder werden krank vom schlechten Wasser, von mangelnder Hygiene und schlechter Versorgung oder einfach vor Kummer und Not. Und es gibt Lager, um die hohe Zäune gezogen sind. Ohne Erlaubnis kann man sie weder betreten noch verlassen. Man ist sicher ... sicher wie ein Gefangener, allerdings ein Gefangener, der den Tag der Entlassung nicht kennt.

Während Malath bei mir im Kurs Deutsch lernt, geht ihre Heimat in Flammen auf. Die Bomben fallen auch auf ihre Verwandten und Freunde. Ich frage nach und erfahre, dass aus den Flugzeugen Flugblätter abgeworfen werden, die zur Flucht auffordern ... während sich die Terroristen auf den Dächern der Häuser positioniert haben und auf alle schießen, die zu fliehen suchen.

„Die Kinder, die Kinder!“, sagt Malath.

Einmal zeigt sie mir ein Handybild von einem zerbombten Straßenzug voller zerstörter Autos. Der Haufen Blech, auf den sie deutet, ist das Auto ihres Bruders. Hoffentlich war er nicht drin, denke ich mir, und wage es nicht, zu fragen. Sie hat heute Morgen mit ihm telefoniert, Gott sei Dank, er lebt. Ich kann mich also einigermaßen beruhigt über den Verlust des Autos empören. „Ja wirklich, das ist bitter!“ Auf dem nächsten Bild hinten sieht man einen großen Trümmerhaufen. „Was ist das?“ „Das Haus der Nachbarn, viele Menschen liegen darunter“, sagt Malath. Ich sage nichts mehr.

Nah sind wir uns nicht, Malath und ich. Ihr Unglück trennt uns. Natürlich fühle ich mit, aber die Last, die sie auf dem Herzen hat, muss allein getragen sein. Zudem setzt Nähe Augenhöhe voraus. Die kann es zwischen ihr, die so viel verloren hat, und mir, die so viel hat, nicht geben. Das ist gleichermaßen traurig wie wahr und gehört zu

jener Art Wahrheiten, die oft verleugnet werden. Ist es, weil wir den offenen Blick auf das fremde Unglück nicht ertragen bzw. die Konsequenzen scheuen, die er für uns haben müsste?

Eine meiner Schülerinnen stammt aus der Ex-Sowjetunion. Als die Zeiten noch besser waren, hat sie, eine Ingenieurin, einen syrischen Ingenieur geheiratet. Aufgrund des Krieges ist sie dann gemeinsam mit ihrer Familie nach Deutschland geflohen, nicht zuletzt auch, wie sie mir erklärte, um ihre beiden heranwachsenden Söhne dem Militär zu entziehen. Vielleicht lag es an der Herkunft aus einer vergleichbaren sozialen Schicht, vielleicht auch an der Nähe der Kulturkreise, dass so schnell Sympathie zwischen uns aufkommen konnte. Zu meiner größten Überraschung und Freude rezitierte sie aus „Wanderers Nachtlied“ auf Deutsch ... mit grausamem Akzent, der freilich ganz und gar unerheblich war im Verhältnis zur Begeisterung, die sie dazu brachte, einen Text im Original zu lernen, den sie nur in der russischen Übersetzung verstand. Im Gegenzug prunkte ich mit eher mittelmäßigen Kenntnissen der russischen Literatur. Das Eis brach schnell.

Ihre Lederjacke aus weichem, matt schwarzem Nappaleder fiel mir gleich am ersten Kurstag auf. Der Schnitt irgendwo zwischen elegant und lässig. Die hat richtig Geld gekostet, dachte ich mir, und dass sie ihr sicher so lieb war, dass sie manch anderes liegen ließ, als sie ihre sieben Sachen packen musste. Nun ist sie, jedenfalls wenn sie ihre Jacke ausführt, wieder elegant wie in alten Zeiten.

Einmal, nach Unterrichtsende, sehe ich sie in ihrer Lederjacke beim Verlassen des Kursraums kurz von hinten und denke, dass sie auch eine meiner Freundinnen sein könnte. Dann, als sie sich zum Verabschieden kurz umdreht, schaue ich in ihr mageres, vom Erlebten gezeichnetes Gesicht und sofort ist das, was uns trennt, wieder da. Sie geht in die Unterkunft, die man ihr in der Fremde bereitgestellt und zugewiesen hat, und ich gehe nach Hause. Und ich bin froh, dass ich nach Hause gehen kann.

Am Nachmittag hat mich mein geordneter Alltag wieder, jedenfalls teilweise. Zwischen Kochen, Putzen und Aufräumen steht mir ihr blasses Gesicht vor Augen.

Auch der Spaziergang mit dem Hund macht den Kopf nicht frei und die Gedanken beginnen zu wandern.

Wie mag es wohl sein, wenn die Lebensordnung zusammenbricht und man auf das Wohlwollen von Fremden angewiesen ist? Ein Krieg oder welches Unglück auch immer, ein Wimpernschlag des Lebens genügt und das gerade noch Selbstverständliche ist nicht mehr: der Besitz, die Heimat, die Liebsten, die Gesundheit. Würde ich in einem solchen Unglück bestehen?

Nicht allein Mitgefühl, Respekt vor dem Unglück ist geboten. Leicht gesagt und schwer verstanden, wirklich verstanden, also mit ganzem Herzen. Man muss den Schwindel ertragen, der einem beim Blick in diesen Abgrund befällt. Es ist Respekt vor einem Unglück, das auch das meine sein könnte.

Aber es ist nicht mein Unglück, sondern das meiner Schülerin. Die Leben, die wir führen, sind grundverschieden. Es ist dem Zufall zu danken, auf welcher Seite wir

stehen. Dafür, wo wir geboren wurden und wohin es uns im Leben verschlagen hat, können wir beide nichts. Und auch nicht dafür, zu welchen Zeiten wir geboren wurden. Vor 70 Jahren lag unsere Welt in Trümmern, jetzt ihre. Was wird wohl morgen oder übermorgen sein?

Obgleich wir uns nicht nah sind, sind Momente der Nähe möglich. In einem solchen Moment haben mich meine Schülerinnen mit einem arabischen Essen überrascht. Extra vegetarisch für mich. Wie nett und zudem köstlich! Natürlich habe ich (was mir wirklich nicht schwer fiel) das Essen über alle Maßen gelobt und das Können der Köchinnen. Und die viele Arbeit. „Sie sollen sich doch wegen mir nicht solche Mühe machen“, sage ich. „Das war nicht viel Arbeit“, behaupten sie. „Natürlich war das viel Arbeit, erzählen Sie mir nichts!“, halte ich dagegen. „Nein, wirklich nicht!!“ „Doch, doch!“ Es entspinnt sich eine Art scherzhafter Zwist, in dem ich danke und sie meinen Dank zurückweisen und ihre Leistung herunterspielen. Als ich in die lachenden Gesichter sehe, gebe ich mich geschlagen und lasse ihnen das letzte Wort. Es war ein wunderbares Essen. Aber mehr noch als das Essen ist mir die Freude der Frauen in Erinnerung - am Geben und Großzügigsein.

Auch Flüchtlinge haben ihren Stolz. Obgleich sie ihn sich - wie alle anderen Habenichtse auch – nur schwer leisten können. Ja mehr noch, diese Art Habenichtse sind zugleich Fremde und dürfen sich daher noch nicht einmal auf die Solidarität der Gemeinschaft berufen, der sie schließlich nicht angehören. Alles wird gnadenhalber gewährt. Und muss dankbar entgegengenommen werden. Hier die Freiheit, sich zum Geben zu entscheiden, dort die Unfreiheit, nehmen zu müssen. Oft genug ohne die Möglichkeit zur Gegengabe, die auch denjenigen, der nimmt, entlastet. Eine Schülerin, die ich sehr schätze, weint, wenn sie annehmen muss.

Wie leicht und elegant doch die Wege sind, die das Leben finden kann, um die Dinge ins Lot, die Beziehungen ins Gleichgewicht zu bringen. Um Kinder habe sie sich nie kümmern wollen, sagt mir eine alte Dame aus dem örtlichen Helferkreis lachend, während ein kleines syrisches Mädchen durch die viel zu große Wohnung wuselt. „Entschuldigen Sie, keine Zeit“, denn nach dem Mittagessen wird, wie sie mir zuvor erklärt hat, gelernt. „Schön, dass es dich in meinem Leben gibt!“, sie sagt es nicht, aber ich sehe es an ihrem Blick, der dem bereits ins Wohnzimmer vorauseilenden Kind folgt, während sie mich aus der Tür schiebt. Beim Geben ist sie um ein Enkelkind reicher geworden.

Ein wenig ist es so, als ob sich das Leben, das so fürchterliche Wunden und Verluste zufügt, wieder auf seine fürsorgliche Seite besinnen würde und neue heilsame Formen der Nähe und Verbundenheit entstehen lässt. Das kleine Mädchen, die Tochter eines Schülers, gehört zur Minderheit der Jesiden, die vertrieben, versklavt oder ermordet wurden. Kühl formuliert – wie eingebrannt hingegen die Bilder der Fliehenden. Je unfasslicher das Leid, desto leerer die Gesichter. Ob ihre „richtige“ Großmutter überhaupt noch lebt?

Viele Geflüchtete sind seit zwei Jahren in Deutschland. Mehr und mehr Gespräche werden möglich. Vieles lässt sich nun über eine bislang weitgehend unbekannte Welt erfahren. Über das, was verbindet und das, was trennt. „Ach, so kann man das auch sehen!“ - wie von selbst erweitert sich in der Begegnung der Horizont um eine andere Sicht auf die Dinge. Das Andere ergänzt und bereichert das Eigene. Und es

sensibilisiert für das Eigene, bestärkt und festigt es. So jedenfalls erging es mir, als ich im Unterricht über die Bedeutung von Grund- und Menschenrechten sprach, vor Menschen, deren Rechte mit Füßen getreten wurden.

Im Übrigen ist die Unterteilung in wir und die Anderen weitaus komplizierter, als man auf den ersten Blick meinen mag. Mir ist bewusst, dass ich im Unterricht auch vor Menschen spreche, die in ihrer syrischen Heimat für den Kampf um Grund- und Menschenrechte einen fürchterlichen Blutzoll entrichten mussten. Und ich weiß, dass in Deutschland eine dumpfe Melange aus Angst und Ressentiment bei nicht wenigen Menschen dazu führt, dass sie bereit sind, eben diese Rechte (jedenfalls insofern es sie nicht selbst betrifft) einzuschränken bzw. preiszugeben.

Wer also sind „wir“?

Und wer sind „die Anderen“?

Während wir Vokabeln zum Thema Tod und Trauer sammeln, erzählt mir eine syrische Schülerin von einem Brauch in ihrer Heimat. Nach der Bestattung kommen Verwandte und Nachbarn drei Tage in das Trauerhaus, bringen Essen mit und nehmen gemeinsam mit den Hinterbliebenen die Mahlzeiten ein. „Wie heißt das auf Deutsch?“. Ich denke kurz an den Leichenschmaus, nein, der ist eher ein Abschluss, nach dem die Trauernden in ihr gewohntes Umfeld zurückkehren. „Sie fragen mich nach einer Vokabel, die es nicht gibt, da es diesen Brauch nicht gibt.“ Das Gespräch wirkt in mir nach. Als ich an die Beerdigungen denke, die ich erlebt habe, beneide ich meine Schülerin und ihre Landsleute um diesen Brauch. Wie schön, denke ich mir, wenn Menschen, die in Trauer sind, so in die Mitte der Gemeinschaft genommen werden.

Und ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an Malaths Entsetzen, als wir im Unterricht über Obdachlose sprachen. Sie konnte es nicht glauben, dass es so etwas im reichen Deutschland gibt. Vor allem war sie fassungslos, dass unsere Gemeinschaft dies zulässt. Sie selbst hat ein Dach über dem Kopf, ist also nur arm, folglich reicher als die Ärmsten der Armen. Ich bin überzeugt, dass sie von dem wenigen, was sie hat, den Ärmeren gibt.

Immer wieder bin ich auf diesen warmherzigen Gemeinschaftssinn gestoßen, der uns fremd geworden ist. Der individuellen Freiheit willen haben wir die Zwänge der sozialen Gruppen bzw. der Familienverbände weitgehend hinter uns gelassen. Ich schätze diese Entwicklung und möchte sie nicht missen... aber oft ging auch die Wärme verloren. Von hier aus lohnt sich das Weiterdenken. Unsere Freiheitsliebe in Verbindung mit ihrem Gemeinschaftssinn, das könnte eine jener neu zu entdeckenden Perspektiven für einen gemeinsamen Weg der wechselseitigen Wertschätzung sein.

Die Realität freilich ist vielfach noch eine andere. Neben der Leichtigkeit, mit der das Leben Wege und Lösungen findet, ist da auch all das Problematische und Schwere. Die Fluchtursachen in den Herkunftsländern bestehen weiter. Unübersehbar sind die politischen Verwerfungen in einer zunehmend sich spaltenden deutschen Gesellschaft. Die Stellung der Geflüchteten zwischen freundlicher Aufnahme, Duldung und Hass ist prekär. So oder so sind sie der Verfügungsgewalt des

deutschen Verwaltungsapparates unterworfen und der Macht der politischen Stimmungen. Macht bedeutet immer auch Definitionsmacht, die Menschen den Ort zuweist, der ihnen in der Gesellschaft zukommt: im Falle der Flüchtlinge bis auf weiteres, abhängig von der jeweiligen politischen Beschlusslage und selbstverständlich bei guter Führung bzw. bei dem, was als gute Führung definiert wird. Wie es sich mit einem solchen Status wohl lebt? „Sie haben Angst vor uns“, sagt mir ein junger Syrer, der mich durch seine Nachdenklichkeit beeindruckt. Und der mich anrührt, als ich merke, wie viel Angst er selbst hat. „Was soll ich nur tun, ich kann mich doch nicht noch kleiner machen, als ich eh schon bin?“

Menschen wieder auf Augenhöhe zu bringen, ist auch eine Frage politischer Wertsetzungen und daher ein Gebot der Gerechtigkeit und Vernunft. In Zeiten der Globalisierung hat sich die Art der Gemeinschaft geändert, auf deren Solidarität Menschen ein Recht haben. Dies gilt besonders angesichts des Unrechts, das der weltweiten Verteilung der Güter zugrunde liegt und gründet weiter in der Tatsache, dass Kriege, auch wenn sie „anderswo“ geführt werden, Ausdruck globaler Verstrickung und Verantwortung sind. Viel ließe sich dazu sagen...

Malath und ich haben Themen gefunden, die nah sind, und dennoch nicht so schmerzen. „Was haben Sie am Wochenende gemacht?“ – die (jedenfalls bei Lehrern) beliebte Perfektübung geht zu Unterrichtsbeginn ringsum. Jetzt bin ich dran und zögere noch kurz, ob ich mich um der Wahrheit willen auf thematische Abwege begeben. Also gut: „Ich habe einen Nistkasten im Garten aufgehängt.“ Zur Verminderung der allgemeinen Ratlosigkeit füge ich ein verunglücktes Tafelbild (da ich nicht zeichnen kann, sind alle meine Tafelbilder so) hinzu. Das Thema trifft auf unvermutetes Interesse. Und schon sind wir gemeinsam auf einer Exkursion durch die heimische Vogelwelt. Und wo wir gerade dabei sind: „Alle Vögel sind schon da, Amsel, Drossel, Fink und Star“. Und siehe da, Malath kennt das Lied von ihrer kleinen Tochter, die noch in den Kindergarten geht. Ja, einen Nistkasten habe sie auch schon aufgehängt. „Für welche Vögel?“, frage ich. Natürlich fehlen die Vokabeln. Also wird das Smartphone gezückt, mit dem wir uns gemeinsam auf eine zweite Vogelexkursion, diesmal in den Nordirak, begeben. Es gibt Krähen und Reiher, Enten natürlich, Tauben und Rebhühner, Störche und Schwalben, sogar Rotkehlchen. „Viele Spatzen gibt es!“ „Ach wirklich?“ – aber eigentlich ist es, wenn ich es recht bedenke, nicht verwunderlich. Wer so frech und keck ist, setzt sich überall durch. Und es gibt Zugvögel, die von uns bis in den Irak und vom Irak bis zu uns fliegen. Nicht zu fassen, Malath und ich haben gemeinsame Bekannte!

Nicht müde werden  
sondern dem Wunder  
leise  
wie einem Vogel  
die Hand hinhalten.

- das Gedicht von Hilde Domin ist mir wieder eingefallen. Ich habe es nach unserem Vogelgespräch in den Unterricht mitgebracht, gemeinsam mit einem Bild, das eine kleine Kohlmeise zeigt, die auf den Fingerspitzen einer ausgestreckten Hand sitzt. Wie dankbar bin ich um diesen Gedichtfund aus den tiefsten Gedächtnistiefen. Ich hatte das Gedicht tatsächlich vergessen. Als ich morgens aufwachte, war es plötzlich wieder da, vielleicht weil ich es so dringend brauchte. Denn es ist unendlich schwer,

einen Ausdruck der Hoffnung und Ermutigung zu finden, der das Schreckliche nicht bagatellisiert.

Natürlich haben wir – schließlich bin ich im Dienst – Vokabeln gelernt: das Wunder, die Hoffnung, hoffen und hoffentlich. Es gehört zu den schönsten Seiten dieses Berufes, dass sich mir, während ich die deutschen Worte an die Schüler vermittele, deren Bedeutung neu erschließt. Wie oft benutze auch ich „hoffentlich“ als sinnentleerte Floskel, sage es gedankenlos daher. Heute jedoch beginnt „hoffentlich“ zu glänzen, auch für mich: „Hoffentlich ist bald Frieden!“

Meine Schüler haben das Gedicht verstanden, denn die Erfahrungen, die sie in ihrem Leben gemacht haben, haben sie das Verständnis gelehrt. Die Vokabeln hierzu waren schnell nachgeliefert. Und weil es sich tatsächlich so verhält, dass das Leben die bewährteste und beste Lehrkraft ist, habe auch ich das Gedicht auf meine alten Tage neu verstanden – dem Leben und den Schülern sei Dank. Es gibt Dinge, die man nie tief genug verstehen kann.

Malath und ich haben noch ein anderes gemeinsames Thema gefunden. Die passionierte Museengängerin weiß viel von der Geschichte ihres Landes und ihrer Stadt zu erzählen... und hat leider noch nicht die Worte, davon zu berichten. Da müssen wir also durch. Das ist bitter, auch für mich. Sportereignisse und all dergleichen Verschwitztes muss ich nicht wirklich wissen. Die Geschichte ihrer Welt aber interessiert mich. Je mehr ich erfahre, desto bewusster wird mir das Ausmaß meiner Wissenslücke.

Ahnungslosigkeit in historischen Dingen ist so außergewöhnlich nicht. Für eine Historikerin allerdings ist sie schlicht peinlich, auch wenn es die mir entlegene arabische Geschichte betrifft. Also habe ich mich kundig gemacht... und als erstes festgestellt, dass diese Geschichte alles andere als entlegen ist. Sie hat (bei uns!) bislang nur nicht sonderlich interessiert. Auch mich nicht.

Nun, da Malath und ich ein weiteres gemeinsames Thema haben, entdecken wir weitere Gemeinsamkeiten. In Mosul steht eine berühmte Moschee, die – Google sei um die genaue Bezeichnung Dank – „Große Moschee des an-Nuri“, eine Kostbarkeit aus dem zwölften Jahrhundert. Malath zeigt mir Bilder auf dem Smartphone – mit großer Freude und spürbarem Stolz auf das Zeugnis der arabischen Hochkultur. Diese ist Teil ihrer Identität, die - warum sollte es im Irak anders sein als bei uns – auch eine Identität der Herkunft ist. Auf der ganzen Welt sind Menschen stolz auf ihre historischen Wurzeln.

Mit einem Augenzwinkern zeigt sie mir dann den schiefen Minaretturm der Moschee. „So etwas haben wir auch“, kontere ich lachend, zücke mein Smartphone und zeige den schiefen Turm von Pisa, auch zwölftes Jahrhundert. Wir amüsieren uns gemeinsam über pfuschende Baumeister als ein die Kulturen übergreifendes Phänomen und freuen uns an dem (interreligiösen) Wunder, dass deren schiefe Machenschaften nach Jahrhunderten immer noch stehen.

Es ist Sommer. Die Zeit der Abschlussprüfung naht. Und die schlechten Nachrichten aus Mosul häufen sich. Malath ist seit einigen Tagen nicht zum Unterricht gekommen. Ich bin in Sorge, denn ich kann mir denken, warum sie fehlt. Bestürzt

sehe ich im Fernsehen die Bilder aus der umkämpften Stadt, das Ausmaß der Zerstörungen und die Not der Zivilbevölkerung: viele Tote und Verletzte, halbverhungerte Menschen mit ausgemergelten Gesichtern, und immer immer wieder – das Herz möchte brechen - die Leiden der Kinder. Am 21. Juni 2017 sehe ich Bilder einer gewaltigen Explosion. Die Terroristen des IS haben die Moschee des an-Nuri gesprengt. Und ich sehe wie der schiefe Turm fällt ....

Am nächsten Tag ist Malath wieder im Unterricht. Sie sieht mitgenommen aus. Ich gehe auf sie zu, drücke stumm ihre Hand und sehe, wie sie mit den Tränen ringt. Gottseidank ist da noch die syrische Mitschülerin. Sie spricht nicht nur Malaths Sprache, sie trifft auch – ich bin mir sicher – den richtigen Ton. Der Rest der Schüler ist wie ich gleichermaßen betroffen wie ratlos.

Das Leben ist wie es ist ...irgendwie... irgendwie muss es doch... Wie nur? Ach, es nutzt ja alles nichts, was kann man da schon machen... Oder? Wir beratschlagen uns und beschließen, weiter zu lernen. Auch Malath ist einverstanden und findet sich allmählich, wahrscheinlich ist sie um die Ablenkung dankbar, in den Unterricht ein.

Inzwischen war der Tag der Prüfung. Malath hat bestanden. Sogar mit B1 – Respekt! Ich treffe sie einige Wochen später bei einem Vortrag zu einem interkulturellen Thema, der im Rathaus der Kleinstadt im Kaiserstuhl stattfindet. Sie ist in Begleitung ihres Mannes gekommen. Er im Jackett, sie adrett zurechtgemacht, dezent geschminkt und mit einem eleganten Kopftuch in Pastellfarben. Welche Freude, sie zu treffen, welche noch größere Freude, sie sprechen zu hören. Kein Vergleich mehr zur einstigen Not mit jedem einzelnen Wort. Jetzt, da sie sich hie und da einen Fehler gönnt (also Fehler macht, ohne sich diese zu verübeln), spricht sie befreiter. Inzwischen hat sie noch viel dazugelernt und sichtlich Freude daran, mir dies zu demonstrieren. So stehen wir beieinander und sprechen über das Befinden, die Familie, das Freiburger Münster, das sie zwischenzeitlich besichtigt hat, und – nicht zu vergessen - natürlich auch über das Wetter. Kurzum: wir führen eine Konversation unter Damen. Jedenfalls fast. Die Schwachstelle bin eher ich mit Jeans, Turnschuhen und mit Sturmfrisur.

Und Mosul? Der IS ist vertrieben, die Stadt ist zerstört. Viele sind geflüchtet, viele sind tot. Die Gräben zwischen den Menschen, die noch oder wieder in Mosul leben, sind tief. Unüberbrückbar, sagen manche.

Verheerend sind die Verwüstungen der Kunstschatze.

Aber die Vögel ...

... vom Leben hingehauchte Leichtgewichte, in ihrer fragilen Schönheit und quirligen Lebendigkeit das zeitlose Symbol für die Zartheit des Lebens sind und für seine Unbezwingbarkeit.

Die Vögel werden wiederkommen.

Ach Unsinn, ich bin mir sicher, sie sind schon lange wieder da.

1:

Mosul wird vielfach mit zwei s geschrieben. Ich halte mich an die Schreibweise mit einem s, von der Malath sagt, dass sie richtig sei.